

Vier Erfolgsromane

Französische Bücher in deutscher Übersetzung

Thomas Laux*

» Etliche französische Romane, die in Frankreich erfolgreich sind, werden auch in Deutschland einem breiten Publikum bekannt gemacht. Vier Beispiele aus jüngster Zeit zeigen die Vielfalt der schriftstellerischen Leistungen.



Traductions
Parmi les bestsellers publiés en France, quelques-uns sont traduits en allemand et connaissent également le succès auprès des lecteurs germanophones. C'est le cas de Mathias Enard (*Boussole*, 1969 (son roman *La lettre dans un taxi* a été publié une première fois en allemand en 1962 et fait l'objet d'une nouvelle traduction en 2016) et celui de Céline Minard (*So long, Luise*, Prix Franz Hessel 2011). Réd.

Visionen vom Orient

Mathias Enard, *Kompas*. Aus dem Französischen von Holger Fock und Sabine Müller. Hanser, Berlin, 2016, 427 Seiten.

Während einer einzigen Nacht spielt dieser in seinen multiplen Verknüpfungen schier unerschöpflich erscheinende Roman, in dem ein Mann, Franz Ritter, seines Zeichens Musikwissenschaftler in Wien, über die zahllosen Verbindungslinien zwischen Orient und Okzident nachdenkt und zu einigen spektakulären Erkenntnissen gelangt. Ritter hat sich von Berufs wegen jahrelang mit den Einflüssen des Orients auf die westliche Musik beschäftigt, aber er ist nicht nur ein ausweislich guter Kenner seiner Materie (seine Faszination für den Orient kann er ohnehin durch zahllose Reisen und Begegnungen belegen), sondern überhaupt ein Fachmann für hochkomplexe Zusammenhän-

ge. Was ihn nun von der Orientalistin Sarah unterscheidet, die nicht nur seine große Liebe, sondern durch ihre Arbeit und ihr ganzes Engagement im Orient auch ein ständiger Bezugspunkt ist, erklärt sich aus einer anderen, womöglich differenzierteren Wahrnehmung und Bewertung: Sarah hat sich einer fundamental orientalischen (punktuell antiwestlichen) Sicht der Dinge von Beginn an stärker verschrieben als er. Dies führt zu gewissen Reibungen zwischen beiden Figuren, umschreibt letztlich aber eher den romantischen und und möglicherweise etwas zu vernachlässigenden Aspekt dieses Romans. Wenn sich die Wege der beiden Protagonisten im Buch immer

* Dr. Thomas Laux ist Literaturkritiker und Übersetzer.

wieder kreuzen, so spiegelt sich darin auf die eine oder andere Art auch die grundsätzliche Dialektik von Orient und Okzident.

Als Leser nimmt man teil an einem fulminanten Parforceritt durch beide Kulturen. Franz Ritter sucht im Orient namhafte Städte auf (u. a. Teheran, Damaskus, Istanbul), er bekommt den Terror in Palmyra oder Aleppo zu spüren, jener Stadt, die einst ein Schmelztiegel der Religionen und Ethnien war – und heute weitgehend zerstört ist. In seinen detailreichen Darlegungen zeigt er die jeweiligen Verschränkungen auf und kann vor allem den bereichernden Einfluss des Orients anhand vieler westlicher Zeitzeugen – Dichter, Maler, Musiker – ein ums andere Mal belegen, das reicht von Kafka über Chopin, Mozart, Thomas

Mann bis hin zu Proust oder wieder zurück zu Rimbaud und seinem Reisebegleiter, dem verkannten (wenn nicht vergessenen) Dichter Germain Nouveau. Sie alle waren auf die eine oder andere Art der faszinierenden Fremde des Orients erlegen und profitierten davon als Inspirationsquelle ihres Schaffens. Man kann in Enards Roman aber auch den Versuch einer gesellschaftspolitischen Positionierung erkennen – insbesondere gegen das derzeitige Dampfgeplauder jener Populisten und Vereinfacher, die sich dem komplexen Gebilde orientalischer Kultur so nachhaltig versperren. In diesem Roman, 2015 mit dem *Prix Goncourt* ausgezeichnet, setzt Enard somit auch ein Zeichen gegen allgemeine Verbohrtheit und wohlfeile Erklärungsmuster.

Mysteriöser Identitätsklau

Delphine de Vigan, *Nach einer wahren Geschichte*. Aus dem Französischen von Doris Heinemann. Dumont, Köln, 2016, 348 Seiten.

Die Schriftstellerin Delphine steckt in einer Schaffenskrise. Nach einem großen Verkaufserfolg, einer autobiographisch inspirierten Enthüllungsgeschichte, will ihr nichts Rechtes mehr gelingen, keinen Satz kriegt sie mehr zusammen, der Bildschirm mit dem blinkenden Cursor verursacht ihr nur Brechreiz. Sie lernt L. kennen (man erfährt nie ihren vollständigen Namen, phonetisch entspricht L. dem französischen *elle*), eine Frau in ihrem Alter, die sich auffallend stark für Delphines Leben interessiert, sich aber auch subtil und einfühlsam zeigt. Beide sehen sich fortan häufiger, doch L. nimmt allmählich auch immer stärkeren Einfluss auf die eher ahnungslos agierende Delphine. Als die leidlich genesene Schriftstellerin ankündigt, als nächstes etwas Fiktionales zu schreiben, ist L. nicht nur enttäuscht; sie verlangt „Wahres“ von ihr: „Das Schreiben muss eine Suche nach der Wahrheit sein, sonst ist es nichts.“ Tatsächlich gerät Delphine immer stärker unter ihren Einfluss, kann bald nichts mehr ohne sie unternehmen: L. nutzt das aus, sie zieht sogar bei ihr ein, angeblich Übergangsweise.

Es mehren sich nun die Anzeichen von Mimikry, einer Anpassung an das Leben und Verhalten Delphines: L. trägt die gleiche Kleidung, übernimmt ihre Gesten, erledigt für die nach wie vor

unsicher auftretenden und von Panikattacken gequälten Delphine deren Korrespondenz, verschickt aber auch gefälschte E-Mails, was bis hin zu einer Lesung in ihrem Namen geht. Keinem scheint etwas aufzufallen. Vorläufiger Gipfel dieser feindlichen Übernahme ist ein von L. verfasstes Manuskript an die Adresse von Delphines Lektorin – die sich begeistert zeigt, dass Delphine ihre Krise endlich überwunden und ein mehr als brauchbares Manuskript abgeliefert habe; jeglicher Protest seitens Delphine prallt an ihr ab. Am Ende verschwindet L. aus Delphines Leben und verwischt auf geradezu professionelle Weise alle Spuren. Es ist, als hätte L. nie existiert, als hätte Delphine sich alles nur ausgedacht.

Souverän, dabei im Grunde nur beiläufig, jongliert de Vigan mit einem Lieblingsthema des Literaturbetriebs (Stichwort *autofiction*, der spielerischen Unkenntlichmachung von Wahrheit und Fiktion). Ihr Buch, 2015 mit dem *Prix Renaudot* ausgezeichnet, erhält aber besondere Aktualität und Brisanz durch den derzeit viel diskutierten „Identitätsdiebstahl“, dem Persönlichkeitsmissbrauch im Internet. Sie hat für die latente Gewalt, aber auch für die zersetzende Kraft, die hinter einer solchen Attacke steckt, ein ebenso überzeugendes wie verstörendes Beispiel vorgelegt.

Geheimnis um einen Brief

Louise de Vilmorin, *Der Brief im Taxi*. Aus dem Französischen von Patricia Klobusiczky. Dörlemann, Zürich, 2016, 205 Seiten.

Die Romane der Louise de Vilmorin (1902–1969) spielen in gehobenen bürgerlichen (wahlweise adligen) Kreisen, wo der Hang zum Müßiggang stärker ausgeprägt ist als das Interesse für die Niederungen des Arbeitslebens. Selbstredend bleibt man hier unter sich. Stilsicher, mit einer pointierten, leicht witzigen wie ironischen Erzählweise, umschifft sie die Klippen des Boulevard: Cécilie heiratet Gustave Dalfort, der sich charakterlich nicht zu seinem Vorteil entwickelt und vor allem seine Bankkarriere im Auge hat. Cécilie mokiert sich über ihn mittels des Verfassens einer satirischen Komödie, in der er eine Hauptrolle spielt. Darüber wiederum berichtet sie in einem Brief an ihren Bruder Alexandre. Doch dieser Brief geht bei einer Taxifahrt verloren, und die allseitigen Mutmaßungen über den Inhalt des Briefes schießen alsbald ins Kraut, zumal Cécilie das vermeintliche Geheimnis nicht aufzuklären gedenkt, im Gegenteil. Hat die hartnäckig Herumlavierende am Ende vielleicht sogar einen Liebha-

ber? Zur allgemeinen Überraschung taucht ein Mann auf, der im Besitz des nach wie vor ungeöffneten Briefes ist, ihn aber nur aushändigen will, wenn er als Gegenleistung ein Abendessen, ein persönliches *Tête-à-Tête* mit Cécilie, versprochen bekommt, und zwar von ihr selbst und das noch in ihrem eigenen Haus. Tatsächlich kommt es dazu. Cécilie hat nach wie vor panische Angst vor der Aufdeckung, verstrickt sich in Ausflüchte, tischt tausenderlei Lügengeschichten auf und zeigt in dieser Hinsicht ein außerordentliches Talent. Dass sie sich sogar noch in den Mann mit dem Brief verliebt, er tatsächlich zu ihrem Liebhaber wird, impliziert indes kein *happy end*. Sublime Abgründe menschlichen Versagens tun sich auf, das Ganze ist psychologisch fein beobachtet und charmant in Szene gesetzt.

Ein ähnliches Szenario hatte de Vilmorin übrigens in ihrem vielleicht bekanntesten Roman *Madame de* (von Max Ophüls 1953 verfilmt) durchgespielt.

Ein verschmockerter Lebensrückblick

Céline Minard, *So long, Luise*. Aus dem Französischen von Nathalie Mälzer. Matthes & Seitz, Berlin, 2016, 252 Seiten.

Angeblich soll es ein Testament sein, das die Erzählerin ihrer Rechtsnachfolgerin und Lebenspartnerin Luise in einem 250 Seiten starken Text hinterlässt, doch was zu Anfang noch nach überbordender Fabulierlust aussieht, gerät ziemlich schnell zu einem selbstgefälligen Rückblick auf ein vermeintlich extravagantes Schriftstellerleben, das sich mit vielen über die Welt verstreuten Ortswechseln brüstet. Man erfährt einiges von Erfolgen und Demütigungen, man bekommt einen Einblick in den ganzen Nebenbereich der Literatur (Berater, Verleger, Übersetzer, Rezensionen, Steueroasen), die alte Frau rechnet ab mit einer Handvoll unliebsamer Zeitgenossen, die ihr das Leben schwer gemacht haben, benennt kriminelle Machenschaften, warnt ihre geliebte Luise, ihres Zeichens selbst Künstlerin, explizit vor den Kunstkritikern sämtlicher Couleur. Ihr Monolog

indes, der ohnehin von einem anspruchsvollen, wenn nicht leicht überheblichen Duktus bestimmt ist, wird mit der Zeit zusehends sonderbar. Kurioserweise geht das hohe Sprachniveau mit einer inhaltlichen Verarmung einher. Das mit Fachbegriffen und Neologismen aufwartende Buch verabschiedet sich schließlich in Richtung esoterischer *Fantasy*, in der detaillierte Botanik und ein bedenkliches Aufgebot abstruser Fabelwesen zu registrieren sind: Zwerge, „Panoten“, „Pixies“, „Erdmännle“ oder „Himantopoden“ geben sich ein rätselhaftes Stelldichein.

Minards Roman ist auf den Effekt getrimmt, auf hohem Niveau verschmocker. An der tadellosen Übersetzung liegt es nicht. Warum das Buch mit dem deutsch-französischen Franz-Hessel-Preis geehrt wurde, erschließt sich dem Leser an keiner Stelle.